

Die Gnade unseres Herrn Jesu Christi, die Liebe Gottes und die Gemeinschaft des Heiligen Geistes sei mit euch allen, Amen

Liebe Gemeinde, liebe Studierende,

eine unheimliche Stille, nachts im Olivenhain Gethsemane. Beruhigende Sätze: Es ist soweit. Lasst uns gehen. Plötzlich Tumult, Soldaten, Gerangel, die Umarmung des Judas im Dunkeln. Einige Soldaten stürzen auf den Juden Jesus zu, ergreifen ihn, das Gerangel wird heftiger. Ein Schwerthieb, verzweifelt und sinnlos. Jesus hin und her gestoßen zwischen den Soldaten und seinen Jüngerinnen und Jüngern. „Was soll das alles, beruhigt euch, kein Grund zur Gewalt, es kommt wie es kommen muss und soll.“

Die Gruppe der Jesusjünger flieht, allein zurück mit den Soldaten bleibt Jesus. Schon wie zuvor beim Gebet: Sie bleiben nicht bei ihm.

Petrus war nicht weit geflohen, blieb in Sicht- und Hörweite, geschützt von der Dunkelheit folgt er dem Tross. Er hört die Vorwürfe der Hohepriester, wie sehr er die Gemeinschaft gefährdet durch seinen lächerlichen und brisanten Messias Anspruch. Die Römer werden alle bestrafen. Petrus sieht, wie sie ihn verhöhnen, bespucken und schlagen. Immer näher rückt er dieser Szene voller Abscheu, Angst und einem letzten Funken Hoffnung, dass Jesus sich wehrt, dass er nicht nur sagt, er sei der Messias, sondern es endlich tut: die Kollaborateure und Leisetreter hinwegfegt, die Römer vertreibt, dem Land Freiheit und Gerechtigkeit schenkt, die Völker erlöst und zum Zion ziehen lässt, ihre Knie zu beugen... „Gehörst du nicht zu ihm?“ Die schneidende Stimme der Sklavin reißt ihn aus seinen verzweifelt sehnsüchtigen Gedanken. Sie zerstäuben im aggressiven Ton ihrer Stimme. Ist sie aggressiv, die Angst steigt wieder in ihm auf. „Nein, was redest du, von wem sprichst du eigentlich?“ Möglichst unauffällig zieht er sich ein wenig zurück, versucht sich zu orientieren. „Du bist doch einer von denen?!“ „Nein, nein, nein“. „Doch wir haben dich mit ihm gesehen, dem Jesus, der sagt er sei der Menschensohn, Messias, ein Aufrührer“. „Jetzt reicht's aber!“ Angst und Hoffnungslosigkeit drohen ihm die Kehle zu zuschnüren. Nichts hat Jesus getan, was darauf hin deutet, dass er jetzt noch einen großen Schlag führen wird wider die Herrschaft, wider die Fürsten der Welt - nichts - seine Hoffnung in Scherben. Wollen sie ihn nun auch noch ergreifen? Er muss hier weg! „Lasst mich in Ruhe, ich kenne diesen Menschen nicht. Was geht er mich an? Nichts aber auch gar nichts habe ich mit ihm zu tun. Wieso sollte ich einem so sehr Verwirrten folgen, Messias, pah?“

Schon am 7. November begannen die Pogrome, sie gingen bis zum 10. November, dem Geburtstag Luthers.

Gerson, ein Amtsgerichtsrat, schon mit 6 Jahren getauft, mit arischer Frau und einem Sohn. Er wurde furchtbar zugerichtet. [Rudolf Walter Hans Gerson, geb. 1890, starb am 19. November 1938 in Buchenwald, angeblich an Herzschwäche] [...]

Die Synagoge Pestalozzistraße wurde vollkommen zertrümmert. Auf der Straße lagen Thora-  
rollen, Altardecken, Gebetbücher, Zylinderhüte herum, alles zerstört und verschmutzt. Christliche Kinder spazierten mit den Hüten herum.

In Würzburg war der Anführer des Sturmes auf die Synagoge der Rektor der Universität Seyffert. Er hat sich auch nicht vor der Kleinarbeit gescheut und eigenhändig bei einem angesehenen jüdischen Bürger die Teppiche zerschnitten. Überhaupt beteiligten sich auch so genannte gebildete Leute an dem Vandalismus. So erkannte eine Dame in einem der Zerstörer den Gartenarchitekten, der ihr einmal für viel Geld ihren Garten angelegt hatte. [...]

#### Eine Phantasie

Alphons, Mitglied der Kirchengemeinde Kaiser Wilhelm Gedächtniskirche, will an den Kurfürstendam. Die Nacht auf den 9. Nov war merkwürdig einmal still einmal laut, Klirren. Morgens auf der Straße Tumult, die Fenster seines Buchhändlers zerschlagen, vor dem Kempinski brüllende Menschenmengen, Gewalt liegt in der Luft, Uniformierte schlagen auf schon Geschlagene wohl jüdische Ladenbesitzer, zeretztes teures Tuch am Leib. Angststeigt ihn ihm auf, Abscheu vor diesem Pöbel. Wollten wir nicht einmal ein neues Deutschland nach dem Krieg 1918, eine Demokratie, lebendig und stark. Da zeigt eine Frau auf ihn, eine Angestellte des Buchhändlers: Sie waren doch hier fast wöchentlich einkaufen, Wein getrunken haben Sie mit ihm, diskutiert den ganzen Abend.“ Die Leute drehen sich zu ihm um, die Blicke nicht gewalttätig aber auch nicht freundlich. „Nein was reden Sie. Ich war ab und an einmal Bücher kaufen, wenn ich nicht Zeit hatte, woanders hin zu gehen.“ „Doch, doch, doch, Sie haben über Christentum und Judentum und was das Judentum Jesu für Christen bedeutet debattiert“. Die Blicke der Umstehenden werden finsterer. Einer grummelt: „Juden, Christen, alles dasselbe Gesocks“ Die Angst schnürt ihm fast die Kehle zu: „Ein- zweimal haben wir gesprochen aber ich habe es ihm ins Gesicht gesagt: „Ich habe mich trotz des schlechten Klages, den das Wort heute angenommen hat, immer als guten Antisemiten verstanden! Das hat der Generalsuperintendent, Otto Dibelius, schon vor 5 Jahren gesagt. Oder denken Sie an Martin Luthers `Fort mit ihnen!` Nein, judenfreundlich waren wir Christen niemals. Das hab ich gesagt und nichts anderes!“

Und zweimal krächte der Hahn. Petrus erinnert sich an seine vollmundige Zusage: „Niemand werde ich abstreiten zu dir zu gehören, lieber sterbe ich.“ Er erinnert sich an seine Hoffnung auf das Kommen des Reiches Gottes, die verloren ist, über die er Jesus verloren hat. Seinen Weg hat er nicht verstanden, versteht ihn wohl immer noch nicht ganz, aber dass er ihn verlassen hat, allein gelassen, verraten, das versteht er.

Petrus weint um Jesus und wegen seines Versagen, seines Verfehlens Jesu.

Kann eine Kirche weinen? Können wir weinen?

Erinnerung macht einsichtig, macht empathisch, lässt mehr verstehen, als wir ohne sie verstehen würden, mehr empfinden, als wir ohne sie empfinden würden. Unsere Verfasstheit kommt in den Blick, wenn es gut geht. Erinnerung als Stolperstein.

Wenn es schlecht geht, bestätigt sie uns, bestätigt sie den Status Quo. Bei Petrus geht es gut. Eine Grenzerfahrung – so das Motto der diesjährigen Friedensdekade, Erfahrung seiner Grenzen, demütige Erfahrung seiner selbst.

Er hört den Hahn, erinnert sich, lässt sich berühren, weint, weil er zu verstehen beginnt.

Wir sind Petrus – Petrus der bei Markus nicht jener Fels ist, auf den Jesus Christus seine Kirche bauen will. Und doch ist er herausgehoben, der erste der Jüngerinnen und Jünger. Ein klassischer biblischer Held, ein Teilversager, einer der nicht halten kann, was er großmündig verspricht und sicher auch glaubt. Anders als die Hebammen gegenüber dem Pharao, anders als Josef von Arimatäa, anders als die Frauen, die mutig zum Grab ziehen, versteht Petrus

nicht und muss demütig erkennen, wie er sich und Jesus verfehlt. Aber er erkennt es.

Ist es nicht wunderbar und ein bisschen ermutigend, wie wenig heldenhaft die biblischen HeldInnen sind. Aber gerade bei den Jüngern wird es immer wieder betont, wie wenig sie verstehen, wie sie in die falsche Richtung denken und fühlen, wie sie fliehen und ängstlich sich abwenden. So wie Petrus, der vom Hahn erinnert wird.

Sind wir Petrus? Einen Hahn sehen wir auf vielen Kirchen. Er dreht sich im Wind seit tausend Jahren. Älter als die Reformation erinnert er uns Christen an diese Möglichkeit, das Mäntelchen in den Wind zu hängen, den Nächsten oder die Nächste und damit Jesus zu verraten. Er erinnert uns aber auch an die Möglichkeit uns zu besinnen, reumütig, selbstreflexiv, neu anzusetzen und befreit in den Morgen zu gehen.

Mit dem Verhältnis zu Jüdinnen und Juden, zum Judentum sind wir einerseits weit gekommen. Den Verrat haben wir als Kirchen in Grundordnungen und Denkschriften in den Blick genommen. Aber haben wir die Judenfeindschaft wirklich verlernt? Im Glauben und in unserer Theologie so richtig verworfen? Oder glauben wir immer noch, dass das Christentum mehr kann und wert ist, dass die Juden dieser Torah, diesem Gesetz anhängen, mit der wir nichts zu tun haben, wir aus Gnade, der frohen Botschaft leben und die Juden aus Selbstrechtfertigung, alt und neu gegeneinander, die dunkle Folie des Judentums, des Gesetzes, der Rache gegen das helle Licht des liebenden Christentums, Israel Feindesland, die hebräische Bibel nicht dazugehörig. Ja, es gäbe noch reichlich Gründe, zu weinen und uns zu besinnen. Viel noch Neues zu denken und zu tun.

Wir sind Petrus und Petra und dürfen lernen zu erinnern und zu weinen - nicht als Betroffenheitsgestus, sondern als Bewegung hin zu den Menschen, den Opfern der Geschichte und der Gegenwart. In dieser Bewegung bauen wir die Barrieren ab – dieses Wort muss ja in diesem Gottesdienst einmal fallen – aber tatsächlich passt es hier – Barrieren, an deren lebensfeindliche Bedeutung uns der Hahn auf dem Kirchturm erinnert. Das wäre das Gegenteil von dem Othering, den anderen, die andere zur Fremden zu erklären, die einstigen Nachbarn zu Feinden oder auch nur zu denen, die schon immer anders waren und nun eben deshalb bedroht sind. Selbst schuld. So hörte mensch nicht selten damals, hören wir vielleicht heute noch. Warum sondern sie sich so ab? So sagte Mensch zu den zuvor von ihm und ihr Ausgesonderten. Biblisches Denken, Theologie ist ein Überschreiten der Zeitgrenzen, das Ineinanderlesen und -hören der Stimmen von einst und jetzt, die sich gegenseitig auslegen. So höre ich den Satz von Angela Merkel: Wir schaffen das! als eine Auslegung, eine Erinnerung an kirchliches Versagen und gleichzeitig ein Anknüpfen an biblisches Vertrauen auf Gottes rettende Hand, an die Kraft des Glaubens, der aus der Auferweckung uns zuwächst.

Natürlich sollten wir uns hüten, die Situationen heute und damals als gleich zu verstehen, aber sie dürfen sich in unseren Herzen und Köpfen begegnen, die Geflüchteten heute und die verfolgten und vertriebenen, geschlagenen und ermordeten Juden bar fast jeder christlicher Solidarität. Ein schmaler Grat zwischen Ähnlichkeit und Differenz, zwischen Instrumentalisierung der Opfer und echter Bewegung.

Aber wir können doch auch nicht anders als uns von der Erinnerung erschüttern lassen, außer uns zu sein und eben ins Tun kommen.

Helmut Gollwitzer, lutherischer Theologe und Professor für systematische Theologie in Berlin - und auch dafür sind ja Universitätsgottesdienste gut: Zu Unrecht vergessene Lehrer der Kirche wieder mindestens einmal zu erwähnen – Gollwitzer predigt am Bußtag des November 1938

„Gott will Taten sehen. Er verdammt unsere Taten, wo wir meinen, mit ihrer Hilfe dem kommenden Zorn entrinnen zu können. Aber er will Taten sehen, gute Werke gerade von denen, die mit Christi Hilfe entronnen sind. Sieht er sie nicht so könnte es freilich sein, dass Er mit ihnen wieder alles versinken lässt, was er uns gegeben hat, dass dieser Bußtag sein letztes Angebot gewesen ist. Nun wartet draußen unser Nächster, notleidend, schutzlos, ehrlos, hungernd, gejagt und umgetrieben von der Angst um seine nackte Existenz, er wartet darauf, ob heute die christliche Gemeinde wirklich einen Bußtag begangen hat. Jesus Christus wartet darauf.“

Können wir da etwas Anderes tun als etwas scheu aber hoffnungsvoll auf Jesus Christus vertrauend , eine zartes ab doch ein bisschen entschiedenes Amen zu sagen?  
Amen